

und den erst auf dem Sterbebett das schlechte Gewissen zu einem Geständnis bewegt hatte.

Bei der Beerdigung hatte plötzlich ein alter Mann mit geröteten Augen neben ihm am Grab gestanden, sich als sein Großvater vorgestellt und ihn nachher, beim Kaffeetrinken, zu sich auf die Insel eingeladen. Ein Jahr hatte Leander gebraucht, bis er sich dazu hatte durchringen können, dieser Einladung zu folgen. Vielleicht hatte es so lange gedauert, bis er sich darüber klar geworden war, dass er nun Antworten auf seine Fragen bekommen würde – Fragen, die sich erst seit dem Tod seines Vaters stellten. Vielleicht hatte er genau vor diesen Antworten zu viel Angst gehabt, um seinem Großvater sofort auf die Insel zu folgen.

Im letzten Sommer hatte er den alten Mann besucht und ihn als ähnlich verschlossen erlebt wie seinen Vater, entsprechend skeptisch war er nun. Sollte sich sein Großvater etwa zu einer Klette entwickeln? Was wusste Leander eigentlich über ihn, außer dem Verwandtschaftsgrad, dass er Fischer von Beruf gewesen war und dass Leanders Vater jahrzehntelang so sehr mit ihm über Kreuz gewesen war, dass er seine Existenz dem eigenen Sohn verheimlicht hatte? Andererseits: Wie dringend musste das Anliegen des alten Mannes sein, wenn er sich an seinen Enkel wandte, den er ja ebenso wenig kannte? Vielleicht würde er nun endlich mit der Sprache herausrücken und Leander sagen, was damals zwischen Vater und Sohn geschehen war. Im Sommer hatte er sich standhaft geweigert, Auskunft darüber zu geben. Die Zeit sei noch nicht reif, zuerst müssten sie sich einmal kennenlernen, bevor sie die Familiengeschichte gemeinsam aufarbeiten könnten. Er hatte tatsächlich »aufarbeiten« gesagt.

Leander schüttelte den Kopf. Er hatte momentan genug damit zu tun, sein eigenes Leben »aufzuarbeiten«, das gerade in allen Bereichen den Bach hinunterging. Zumal sich die Ursa-

chen dafür nur schwer fassen ließen und eher eine Aneinanderreihung von Fehlschlägen und Ereignissen waren – und selbst eine klare Zuspitzung auf den privaten oder den beruflichen Bereich schien ihm kaum möglich.

Der Rechenschaftsbericht des Kriminalhauptkommissars Henning Leander im Dezernat 12 – Internationale Zusammenarbeit und Fahndung – des Landeskriminalamtes in Kiel hätte sich wie eine chaotische Verquickung von Zufälligkeiten und zwangsläufigen Entwicklungen gelesen, diese jedoch kybernetisch vernetzt und kaum mehr zu entzerren, hätte sich Leander die Mühe gemacht, oder besser gesagt, den Mut gefunden, einen solchen zu verfassen. Wann hatte es angefangen? Auf jeden Fall vor seiner Krankheit, das Problem war grundsätzlicher Natur, so viel war Leander klar.

Der Hörsturz hatte sich schon länger angekündigt, nachts, wenn Leander nach 16 Stunden Dienst ins Bett fiel und doch nicht schlafen konnte, weil ihn die Bilder des Tages verfolgten und ihm von Jahr zu Jahr alles sinnloser erschien. Dann hörte er plötzlich in seinem linken Ohr ein lautes Pfeifen, das einzig in seinem Kopf existierte. Anfangs war es morgens wieder verschwunden gewesen, um dann im Laufe der Zeit hin und wieder auch am Tage aufzutreten, sich später in ein Dauerrauschen zu verwandeln und zuletzt eines Morgens einer Stille zu weichen, als hätte jemand Leanders Ohr besonders gründlich mit Watte verstopft. Zuerst hatte er die plötzliche Ruhe wie eine Entlastung empfunden, aber als er dann merkte, dass er nicht nur von dem Rauschen und Pfeifen befreit war, sondern gar nichts mehr hörte und zudem die gesamte linke Gesichtshälfte gefühllos war, hatte er begriffen, dass nun der Moment gekommen war, vor dem er sich so lange gefürchtet hatte.

Welchen Anteil seine persönliche Krise daran hatte – der Tod seines Vaters, der dem Lungenkrebs erlegen war, bevor er Leanders drängende Fragen zur eigenen Familiengeschichte beant-

worten konnte; die Erkenntnis, dass Leanders Frau Inka sich nicht damit zufriedengab, immer nur allein zu sein; die Entdeckung, dass sie ihn betrog, ihre Mitteilung, ihn zu verlassen –, wollte Leander lieber nicht eruieren, weil er sich dann auch noch schuldig hätte fühlen müssen. Fakt war jedenfalls, dass der Hörsturz eine Vorgeschichte gehabt hatte. Auch ohne die anschließende Therapie und die darauffolgenden Meetings mit dem Polizeipsychologen war Leander klar gewesen, dass er sich in all seinen Funktionen hoffnungslos übernommen und verfahren hatte. Er nutzte die Krankheit und die damit verbundene Zeit der Ruhe, um zu sich selbst zu finden, zog aus dem gemeinsamen Haus aus in eine kleine Wohnung, machte stundenlange Spaziergänge an der Kieler Förde. In dieser Zeit stellte er sich die grundsätzliche Sinnfrage, ohne jedoch eine Antwort darauf zu finden.

»Midlife-Crisis«, hatte seine Kollegin Lena teils schmunzelnd, teils ernsthaft besorgt gesagt, aber es war mehr als nur die Krise in der Mitte des Lebens, die man eines Tages ausgestanden hat oder mit der man sich zumindest arrangiert, denn einen Ausweg, eine Chance zum rigorosen Ausstieg, ohne verbrannte Erde zu hinterlassen, gibt es für gewöhnlich nicht. Und so hatte er eines Tages seinen Dienst wieder aufgenommen, mit einem gleichmäßigen leichten Rauschen im Ohr als ständiger Begleiter. KHK Henning Leander stürzte sich in Fälle, die nicht seine waren, und ermittelte im Leben anderer Menschen herum, ohne sein eigenes in den Griff zu bekommen. Und dabei machte er täglich die Erfahrung, dass die Strafverfolgungsbehörden auf hoffnungslosem und längst verlorenem Posten standen. Dieser Weg musste zwangsläufig ins Verderben führen, das war Leander klar, aber er war nicht in der Lage, es zu ändern, zumal er ja auch im Sommer keine Antworten auf seine Fragen bekommen hatte.

Und nun fuhr er an einem regnerisch kalten Donnerstag, genauer gesagt am 18. Dezember, sieben Tage vor Weihnachten, Hals über Kopf im Sturm nach Föhr, um einen alten Mann

zu besuchen, der sein Großvater war und den er dennoch gar nicht kannte.

»Ich brauche deine Hilfe, Junge«, hatte der alte Mann gesagt. »Ich verspreche dir auch, dass ich dir auf alle deine Fragen antworten werde, wenn du nur so schnell wie möglich kommst.«

Und nach einer Pause hatte er leise hinzugefügt: »Sonst kann es vielleicht zu spät sein.«

Vielleicht würde das die Wende bringen. Jetzt und hier auf der Landstraße nach Dagebüll, im Übergang zwischen der stürmischen Nacht und dem grauenden Morgen und ohne eine Menschenseele weit und breit, spürte Leander, dass er seine Mitte erst finden konnte, wenn er endlich seine eigene Geschichte kannte. Und vielleicht war dieser Moment doch nicht so schlecht. Vielleicht war es gerade jetzt wichtig, aus dem Trott gerissen zu werden, aus der sinnlosen Grübelei und Depression, die ja doch zu nichts führte.

Leander hatte nach dem Anruf seines Großvaters Lena angerufen. Sie musste für ihn seinen Jahresurlaub einreichen, von dem ihm der Großteil wegen seines krankheitsbedingten Ausfalls noch zustand, und seine dringendsten Fälle übernehmen. Dann hatte er die nötigsten Sachen für zwei bis drei Wochen zusammengepackt und sich auf den Weg gemacht, um die erste Fähre nach Föhr zu erreichen.

Vor ihm tauchte das Ortseingangsschild von Dagebüll auf, ein verschlafenes Nest, das ohne seinen Fährhafen bis heute wahrscheinlich noch gar nicht entdeckt worden wäre. Die niedrigen Fischerhäuser lagen schlafend entlang der Straße aufgereiht. Jetzt, im Dezember, gab es für Fischer nicht viel zu tun, da konnten sie ausschlafen. Nur die geduckten windschiefen Bäume in den Gärten, die alle in eine Richtung wuchsen, peitschten im Sturm hin und her.

Die Durchfahrt durch den Deich in den Hafen war gerade breit genug für zwei Fahrzeuge und wirkte wie das Tor in die

Freiheit. Der Regen fegte in schrägen Fäden auf den Asphalt und peitschte im gleichen Ausfallwinkel zurück, nur um prasselnd an der Windschutzscheibe zu verenden. Leander hielt kurz an der Kontrollstation, die leicht an eine Mautstation auf einer italienischen Autobahn erinnerte, zeigte seinen Fahrzeugschein vor, beglich die Gebühr für die Überfahrt und reihte sich in die ihm zugewiesene Wartespur vor dem Fähranleger ein. Vor ihm standen zwei weitere Fahrzeuge mit von innen beschlagenen Fensterscheiben.

Sein Auto kühlte schon Minuten nach dem Ausschalten des Motors völlig aus und wurde im pfeifenden Sturm hin und her gerüttelt. Ein Mitarbeiter der »Wyker Dampfschiffreederei« kam mit hochgeschlagenem Kragen und tief in die Stirn gezogener Kapuze zu ihm, klopfte leicht an die Scheibe und ließ sich die Fahrkarte zeigen. Danach begannen das Warten auf die erste Fähre und das Frieren. Entsprechend froh war Leander, als die »Uthlande« endlich anlegte und er seinen Volvo Kombi halbwegs geschützt durch die hohe Bordwand auf dem Deck parken konnte.

Er stieg aus und führte einen zunächst verzweifelten Kampf gegen die hydraulische Tür, durch die er vom Fahrzeugdeck zu den anderen Decks gelangen konnte. Der Hebel musste nur leicht nach links gedrückt werden, war aber so flach angebracht, dass das nicht auf Anrieb ersichtlich und schon gar nicht leicht umsetzbar war. Leander stieg die Stahlterasse hinauf und bahnte sich einen Weg durch den dicht bevölkerten Salon der Fähre, dessen niedrige Decke ihm das Gefühl gab, Teil der bunten Füllung eines Sandwiches zu sein. Die Luft war angefüllt von Stimmengewirr und dem Mief nasser und in der Wärme vor sich hin düstender Kleidung. Kinder rempelten zwischen den Beinen drängelnder Erwachsener in Richtung Fensterplatz; ein altes Ehepaar wurde von einem etwa 13 Jahre alten Bengel kurz vor dem Ziel regelrecht beiseite geschubst,